

„Wiener Zeitung“: Herr Vogeler, Sie haben im Februar den ersten Lehrstuhl für Digitale Geisteswissenschaften an der Universität Graz übernommen. Wie erklären Sie einem Laien, was Digital Humanities (DH) sind?

**Georg Vogeler:** In den Digital Humanities geht es um die digitale Erschließung von Kulturerbe, konkret bedeutet das zum einen etwa das Einscannen von Archivdokumenten, wie mittelalterlichen Urkunden, oder von Museumsobjekten. Zum anderen geht es aber auch darum, daraus interessante und nützliche Webseiten zu machen. Die digital verfügbaren Dokumente lassen nämlich eine völlig neue Art des Arbeitens zu. Es können etwa automatische Sprach- oder Schriftvergleiche angestellt werden. Aus vielen tausenden Dokumenten kann der Computer nun alle Stücke herausuchen, die einen gewissen Namen enthalten.

Könnte man den Beginn der DH also vor zehn Jahren mit dem Aufkommen des Phänomens von Big Data ansetzen?

Nein, es ist ein Missverständnis vieler Informatiker, dass sie glauben, erst mit der Möglichkeit großer Datenmengen im Bereich der Geisteswissenschaften arbeiten zu können. Der Begriff Digital Humanities wurde 2005 geprägt, aber die Beschäftigung mit der Frage des Einsatzes des Computers für die Geisteswissenschaften reicht viel weiter zurück. Eines der ersten DH-Projekte ist jenes des Jesuiten Roberto Busa Ende der 1940er Jahre. Er überzeugte den damaligen Vorstandsvorsitzenden von IBM, ihm die nötigen Geräte zur Verfügung zu stellen, um das Gesamtwerk des mittelalterlichen Philosophen Thomas von Aquin mit automatischer Datenverarbeitungstechnik auszuwerten. Heute ist dieser „Index Thomisticus“ im Internet zu finden.

Haben Sie nicht Angst, sich selbst wegzurationalisieren? Ihr Schweizer Kollege Frédéric Kaplan geht davon aus, dass sich Fächer wie Kunstgeschichte komplett verändern werden, da Computer große Mengen an Bildern vergleichen können und dadurch wesentlich rascher zu exakteren Ergebnissen kommen. Der Computer kann helfen, geplante Prozeduren schneller auszuführen; er versteht aber nichts und ist nur in beschränktem Maße kreativ. Die klassische Hermeneutik, also das Verstehen von Objekten aus der Vergangenheit, sodass neue Erkenntnisse für die Gegenwart entstehen, wird bei menschlichen Experten bleiben. In der näheren Zukunft glaube ich eher, dass sich durch die Digitalisierung die Möglichkeit ergibt, all das besser zu erforschen, was breitere Bevölkerungsgruppen betrifft. Ich denke, das Einzige, wovor der Mensch sich wirklich fürchten muss, ist, dass die Maschine lernt, sich selbst zu reproduzieren und autonom zu agieren.

Selbst wenn es immer den menschlichen „Experten“ brauchen wird, werden sich Fächer wie Geschichte durch die neuen Entwicklungen aber doch bestimme komplett verändern?

Einen wichtigen Einfluss, den die DH auf die Geisteswissenschaften haben könnten, sehe ich in der Arbeitsweise. Derek John de Solla Price hat in den 60er Jahren beobachtet, dass es zwei Zugänge zum wissenschaftlichen Arbeiten gibt – einen gemeinschaft-

# „Eine völlig neue Art des Arbeitens“

Georg Vogeler, der den ersten Lehrstuhl für „Digital Humanities“ in Österreich inne hat, erklärt den Nutzen der Digitalisierung für die Geisteswissenschaften.

Von Dagmar Weidinger

lichen und einen eher individualistischen. Historiker sind heute im zweiten Bereich angesiedelt: ein Forscher schreibt ein Buch, so könnte man es auf den Punkt bringen. Die Spezialkenntnisse aus den DH werden aber immer erst dann fruchtbar, wenn man mit anderen zusammenarbeitet. Diese Tendenz wird sicher auch auf die Geschichtswissenschaften „überschwappen“.

Die Frage, in welchem Ausmaß sich die DH in Österreich etablieren werden, scheint momentan noch nicht entschieden zu sein. In anderen Ländern wie beispielsweise Skandinavien ist man bedeutend offener. Gibt es noch Grabenkämpfe auszufechten zwischen den aufgeschlossenen, digital-affinen Geisteswissenschaftlern und den eher konservativen, traditionellen Kräften?

Ich würde es nicht so sagen. Grabenkämpfe bedeuten verhärtete Linien, und diese gibt es noch nicht. Es gibt Menschen, die Gründe haben, eher skeptisch und abzuwartend zu sein. Und es gibt solche, die sich durch Neues angeregt fühlen. Außerdem: wir sind in Österreich, es gibt keine Grabenkämpfe! Wir mögen uns al-

„Das Einzige, wovor der Mensch sich wirklich fürchten muss, ist, dass die Maschine lernt, sich selbst zu reproduzieren und autonom zu agieren.“

le. Oder umgekehrt gesagt: Ein österreichischer Grabenkampf sieht für einen Deutschen wie ein freundliches Kamingespräch aus.

Aber gibt es nicht doch zumindest Spannungen zwischen einzelnen Fachrichtungen?

Spannungen entstehen weniger durch die verschiedenen Fachrichtungen, als durch das Selbstverständnis als Praktiker oder Theoretiker. „More hack, less yack“ ist ein Schlagwort, das sehr gut vermittelt, worin die Differenzen innerhalb der DH-Community liegen. Es wurde 2008 auf einer Konferenz in Amerika von einem Entwickler geprägt. Was er damit sagen wollte, war: Wir haben genug von diesen Geisteswissenschaftlern, die immer ihre großen Theorien präsentieren, und dann nichts programmieren können. Natürlich hat sich diese radikale Position der Praktiker mittlerwei-



Hat sich viel autodidaktisch angeeignet: Georg Vogeler. Foto: Uni Graz

le geändert. Die DH konnten sich in Amerika in den letzten zehn Jahren nur etablieren, da eben auch darüber theoretisiert werden durfte. Trotzdem spüren wir diesen grundlegenden Konflikt in jedem DH-Projekt: die Praktiker versus die Theoretiker, ein Gegensatz der gerne auch mit „Techniker“ versus „Geisteswissenschaftler“ gleichgesetzt wird.

Nachdem Sie einer der Ersten Ihrer Disziplin sind, stellt sich die Frage, wo Sie sich Ihr technisches Wissen angeeignet haben – Ihr Quellenberuf ist ja Historiker?

Die meisten Kenntnisse habe ich mir autodidaktisch angeeignet. Dennoch war ein Uni-Kurs die Initialzündung: Ich besuchte einen Kurs von Manfred Thaller in den 90er Jahren, in dem ich die Software Clio kennenlernte – eine Software speziell für Historiker. Es handelte sich um eine Datenbank, die man mit lateinischen Befehlen abfragen konnte (schmunzelt). Aus der Sicht der Informatiker mache ich garantiert viele Dinge falsch, aber die DH-Szene lebt – wie die Web- und Hackerszene überhaupt – von Leuten, die sich die Dinge selbst sozusagen zusammenlernen.

Dafür muss man aber ein gewisses Talent mitbringen...

Bei meinen Studierenden fällt mir auf, dass es immer wieder Leute gibt, denen algorithmisches Denken leicht fällt. Das bedeutet, ein Problem so zu sehen, dass man es in Prozesse oder ein Regelwerk zerlegen kann, die dann reproduzierbar sind und so einen gewissen Generalitätsanspruch bekommen. Wer so denken kann, dem fällt es leicht, eine Programmiersprache zu erlernen, um damit neue geisteswissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen.

**Georg Vogeler,** geboren 1969 in Heidelberg, studierte u.a. Geschichtliche Hilfswissenschaften, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Mittellateinische Philologie. Seine Forschungsgebiete liegen im spätmittelalterlichen Verwaltungsschriftgut, der digitalen Edition und der Anwendung von Semantic Web-Technologien in der geisteswissenschaftlichen Forschung. Vogeler ist Direktor des Austrian Center for Digital Humanities und hat seit 2016 den ersten Lehrstuhl für Digital Humanities in Österreich an der Universität Graz inne.

Ich würde noch gerne über eines der wichtigsten DH-Projekte sprechen, an dem Sie bisher beteiligt waren. Es handelt sich um „Monasterium“, das weltweit größte Urkundenportal. Erzählen Sie uns, worum es sich dabei handelt, und wie Sie dazu kamen?

Das Portal Monasterium wurde 2002 von Thomas Aigner, dem Leiter des St. Pöltener Diözesanarchivs, gegründet, um die Urkunden der niederösterreichischen Klöster in einer Datenbank für breitere Nutzerschichten zugänglich zu machen. Sein Argument den Klöstern gegenüber war damals, dass es gar nie ausreichend Öffnungszeiten geben könne, um der Nachfrage von Nutzerseite gerecht zu werden. 2005 gab es eine Konferenz in Wien, auf der ich zum technischen Direktor von Monasterium bestellt wurde. Seither bin ich im Hintergrund technisch beratend tätig sowie für die Entwicklung von Standards und den Bereich der Datenmodellie-

rung zuständig. Für mich war und ist Monasterium wie eine Spielwiese, auf der vieles ausprobiert werden kann.

Was ist das Besondere an Monasterium?

Erstens ist es die einzige Datenbank, die nicht nur nach dem Motto agiert: Ich und mein Archiv. Monasterium liegt das Bestreben zugrunde, mehrere Bestände zusammenbringen. Zweitens sticht Monasterium durch die schiere Zahl an verwalteten Dokumenten heraus. Es gibt nur ein Projekt im Bereich mittelalterlicher Urkunden weltweit, das älter und auch relativ groß ist, das DEEDS-Projekt in Toronto. Aber selbst dieses hat nicht die gleichen Dimensionen – und es ging nicht von den Fotografien der Urkunden, sondern von Texten aus.

Viele DH-Projekte verschwinden rasch wieder in der Versenkung. Warum konnte Monasterium so lange überleben?

Viele DH-Projekte sterben rasch wieder, weil nur einmal etwas probiert oder bewiesen werden sollte. Monasterium hat diese Anfangsphase überlebt und ich denke, das liegt hauptsächlich an der guten Vernetzung der Projektverantwortlichen. Es ist gelungen, immer mehr Archive zu motivieren, ihre Bestände über Monasterium zu veröffentlichen – das Ganze hat eine enorme Eigendynamik entwickelt. Es gibt jedoch auch Archive, die sagen: Monasterium ist nicht unser Weg, und die eine eigene Infrastruktur aufbauen.

Wenn jetzt schon viele Archive ihre eigenen Strukturen aufbauen, ist es dann irgendwann zu spät für eine gemeinsame länderübergreifende Urkunden-Datenbank?

Es gibt eine Sache, die momentan besonders spannend ist, und die für eine noch größere Datenbank wichtig werden könnte: Viele Archive beginnen, ihre Daten mit einer offenen Schnittstelle, einer sogenannten API, zur Verfügung zu stellen. Das passierte in Deutschland das erste Mal im Rahmen des Archivportals-D. Es könnte also irgendwann einmal der Punkt kommen, an dem wir sagen: Wir brauchen nicht mehr die eine große Datenbank und den Server, auf dem die Bilder sind, sondern wir brauchen eine Infrastruktur, die Daten aggregiert – aus verschiedenen Quellen. Monasterium würde dann die Urkunden aus dem Archivportal-D auswählen und sie zusätzlich über die eigene Seite zugänglich machen.

Wo sehen Sie sich selbst als DH-Forscher in zehn Jahren?

Ich denke, viele der Aufgaben, die sich die Digital Humanities heute stellen, werden so gelöst sein, dass sie selbstverständlicher Teil der geisteswissenschaftlichen Arbeit sind: die Digitalisierung von Quellen und Forschungsliteratur, Suchmaschinen, die in den Quellentexten Informationen und nicht nur Buchstaben erkennen, die Suche nach Stichwörtern in Bildern von Texten, die Darstellung der Informationen in Karten und anderen Visualisierungen. All das wird Menschen, die sich als Forscher – aber auch Privatleute – Originaldokumenten nähern, dabei unterstützen, sich ein informiertes Bild von der Vergangenheit zu machen.

**Dagmar Weidinger,** geboren 1980, ist Kunsthistorikerin und freie Journalistin.